

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR





WILLIAM MAKEPEACE THACKERAY

*Das Buch der Snobs*

*Aus dem Englischen übersetzt  
von Gisbert Haefs*

*Nachwort von Asfa-Wossen Asserate*

MANESSE VERLAG  
ZÜRICH



## VORBEMERKUNGEN

*Die Notwendigkeit eines Werks über Snobs, demonstriert anhand der Geschichte und belegt durch treffliche Beispiele: Zur Abfassung dieses Werks bin ich vorherbestimmt. Meine Berufung, verkündet in höchst beredten Worten. Ich zeige, dass die Welt sich mählich auf das Werk und den Mann vorbereitet hat. Snobs sind zu erforschen wie andere Gegenstände der Naturwissenschaften, und sie sind ein Teil des SCHönen (mit großem SCH). Sie finden sich in allen Schichten – vorzügliches Beispiel: Oberst Snobley.*

Wir alle haben eine Behauptung gelesen (deren Wahrhaftigkeit gänzlich zu bezweifeln ich mir gestatte, denn ich wüsste gern, auf welchen Berechnungen sie gründet) – wir alle genossen, sage ich, den Vorzug, eine Bemerkung lesen zu dürfen, der zufolge, wenn die Zeitläufte und die Bedürfnisse der Welt nach einem Mann verlangen, sich dieses Individuum findet. So geschah es während der Französischen Revolution (es wird dem Leser gefallen, sie so früh eingeführt zu sehen), als es angebracht war, der Nation ein Korrektiv zu ver-

abreichen, dass sich Robespierre<sup>1</sup> als wahrlich widerwärtige und ekelerregende Dosis erwies und vom Patienten letztlich sehr zu seinem Vorteil beflissen geschluckt wurde; so auch, als es notwendig wurde, John Bull<sup>2</sup> mit einem Fußtritt aus Amerika hinauszubefördern, dass Mr Washington<sup>3</sup> vortrat und diese Arbeit zu allgemeiner Befriedigung erledigte; so auch, als der Earl of Aldborough unpässlich war, dass Professor Holloway mit seinen Pillen erschien und Seine Lordschaft heilte,<sup>4</sup> wie per Annonce angezeigt etc. etc. Es ließen sich zahllose Beispiele anführen, um zu zeigen, dass Hilfe sich sogleich einstellt, wenn eine Nation in großer Bedrängnis ist, ganz wie in der *pantomime*<sup>5</sup> (diesem Mikrokosmos), wenn der Clown etwas braucht – einen Bettwärmer, einen Pumpenschwengel, eine Gans oder eine Damenpelerine –, jemand seitlich aus der Kulisse herbeigeschleudert kommt, der ebenjenes Objekt bei sich trägt. Und hier kann ich nicht umhin zu bemerken, um unser geliebtes England und Irland muss es doch recht seltsam und eigenartig bestellt sein. Man kann sich durchaus denken, dass ein großes Volk von Moses geführt oder von Washington befreit oder von Leonidas oder Alfred dem Großen<sup>6</sup> gerettet wird; wogegen es sich bei den Heroen, die gegenwärtig *uns* zu retten be-

stimmt sind, um ein paar notorische Quacksalber handelt, worin Sir Robert<sup>7</sup> und Mr O'Connell<sup>8</sup> mir gern beistimmen werden. Dies werfe ich als lediglich beiläufige Bemerkung ein und komme nun zum ursprünglichen Streitpunkt zurück, den man hinnehmen oder anfechten mag.

In jedem Falle gilt: Wer sich anschickt, ein Unterfangen zu beginnen, der zweifelt nicht an diesem. Sagen wir, es handle sich um eine Eisenbahn; die Direktoren stellen zu Anfang fest: «Für den Fortschritt der Zivilisation ist eine engere Verbindung zwischen Bathershins und Derrynane Beg<sup>9</sup> unabdingbar und wird durch vielfältig lautstarke Bekundungen des großen irischen Volkes auch gefordert.» Oder nehmen wir an, es handle sich um eine Zeitung. In der Werbeschrift heißt es: «Zu einer Zeit, da die Kirche in Gefahr ist, von außen bedroht durch wüsten Fanatismus und schurkischen Unglauben und von innen untergraben durch gefährlichen Jesuitismus und selbstmörderisches Schisma, gibt es ein allgemeines Bedürfnis – ein leidendes Volk hat allenthalben Ausschau gehalten – nach einem kirchlichen Vorkämpfer und Hüter. In dieser unserer Stunde der Gefahr hat sich daher eine Vereinigung von Geistlichen und Edelleuten erhoben und beschlossen, die Zeitung ‹Der Kirchendiener›<sup>10</sup> zu gründen»

etc. etc. Die eine oder die andere der folgenden Feststellungen ist jedenfalls nicht zu widerlegen: Die Öffentlichkeit will etwas, deshalb liefert man es ihr; oder man liefert der Öffentlichkeit etwas, deshalb will sie es.

Schon lange bewegt mich im Geiste die Überzeugung, dass ich ein Werk zu schaffen habe – ein WERK, wenn Sie so wollen, in Großbuchstaben; dass ich einer Bestimmung folgen, in einen Abgrund springen (wie Curtius, mit Ross & Mannen<sup>11</sup>), ein großes gesellschaftliches Übel entdecken und heilen sollte. Diese Überzeugung hat mich seit Jahren verfolgt. Sie ist mir auf der belebten Straße nachgeschnürt, hat sich im einsamen Studierzimmer neben mich gesetzt, meinen Ellenbogen gestoßen, als dieser an der Festtafel den Weinpokal hob, hat mich durch das Labyrinth von Rotten Row<sup>12</sup> verfolgt, mich begleitet in ferne Lande, auf Brightons Kieselstrand oder Margates Sand. Die Stimme übertönte das Dröhnen des Meeres; sie nistet in meiner Nachtmütze und wispert: «Wach auf, Schläfer, dein Werk ist noch nicht getan.» Voriges Jahr umging mich im Kolosseum bei Mondschein die leise beflissene Stimme und sprach: «Smith oder Jones» (des Autors Name tut nichts zur Sache), «Smith oder Jones, mein guter Mann, das ist ja alles ganz nett, aber du



solltest eigentlich zu Hause sein und dein großes Werk über SNOBS schreiben.»

Verspürt ein Mann diese Art Berufung, ist es gänzlich sinnlos, sich ihr entziehen zu wollen. Er *muss* zu den Nationen sprechen; er muss sich *entbusen*, wie Jeames<sup>13</sup> sagen würde, oder ersticken und sterben. «Führe dir», so habe ich Ihrem ergebenen Diener oft im Geiste zugerufen, «vor Augen, wie du ganz allmählich auf deine große Arbeit vorbereitet wurdest und nun durch unwiderstehlichen Drang dazu getrieben wirst, sie in Angriff zu nehmen. Zuerst wurde die Welt erschaffen; dann ganz selbstverständlich die Snobs. Sie existierten seit vielen Jahren, waren jedoch ebenso unbekannt wie Amerika. Aber plötzlich – *ingens patebat tellus*<sup>14</sup> – gewahrten die Menschen dunkel, dass es solch eine Rasse gab. Erst vor fünfundzwanzig Jahren fand sich ein Name, ein ausdrucksvoller Einsilbler<sup>15</sup>, um diese Spezies zu bezeichnen. Anschließend hat sich dieser Name über England verbreitet wie die Eisenbahn; heute kennt und erkennt man Snobs überall in einem Reich, über welchem, wie ich sagen hörte, die Sonne niemals untergeht. «Punch»<sup>16</sup> erscheint, da die Zeit reif ist, um ihre Geschichte zu verzeichnen, und DAS INDIVIDUUM tritt auf, um in «Punch» diese Geschichte zu schreiben.»

Ich habe (und zu dieser Gabe beglückwünsche ich mich in tiefer und dauerhafter Dankbarkeit) ein Auge für den Snob. Wenn das Wahre das Schöne ist, dann ist es schön, selbst das Versnobte zu studieren: Snobs in der Geschichte aufzuspüren, wie gewisse kleine Hunde in Hampshire Trüffel aufspüren; Schächte in die Gesellschaft zu treiben und auf reiche Adern von Snob-Erz zu stoßen. Versnobtheit ist wie der Tod in einem Zitat von Horaz, welches Sie hoffentlich noch nie gehört haben: «Er klopft mit gleichem Fuß gegen armer Menschen Türen, wie er gegen Portale von Kaisern tritt.»<sup>17</sup> Es ist ein großer Fehler, Snobs leichtfertig abzutun und anzunehmen, es gäbe sie allein in den niederen Schichten. Ein unermesslicher Prozentsatz an Snobs findet sich, glaube ich, in jeder Klasse der Sterblichen. Sie sollten über Snobs nicht voreilig oder ordinär urteilen; derlei zeigt, dass Sie selbst ein Snob sind. Auch ich wurde schon für einen solchen gehalten.

Als ich mich in Bagnigge Wells zur Wasserkur aufhielt und dort im «Imperial Hotel» weilte, saß mir für eine kurze Zeit beim Frühstück immer ein solch unerträglicher Snob gegenüber, dass ich wähnte, die Wässer würden keinerlei heilsame Wirkung auf mich ausüben, solange er dort bliebe. Sein Name war Oberstleutnant Snobley,

von einem gewissen Dragonerregiment. Er trug Lackstiefel und Schnurrbart; er lispelte, dehnte die Wörter und verschluckte die Rs; er gestikulierte immer herum und strich seinen gewichsten Backenbart mit einem riesigen feuerroten Halstuch glatt, was den Raum mit einem so erstickenenden Moschusgeruch erfüllte, dass ich beschloss, mich mit diesem Snob anzulegen, bis einer von uns das Gasthaus verließ. Zunächst begann ich harmlose Gespräche mit ihm, was ihn über die Maßen erschreckte, da er nicht wusste, wie er sich eines solchen Angriffs erwehren sollte und nie die leiseste Ahnung gehabt hatte, dass jemand es sich ihm gegenüber herausnehmen könnte, als *Erster* zu sprechen; dann reichte ich ihm die Zeitung; da er von diesen Avancen keine Notiz nehmen mochte, schaute ich ihm danach ruhig ins Gesicht und – nutzte meine Gabel wie einen Zahnstocher. Nachdem ich dies zweimal morgens praktiziert hatte, konnte er es nicht länger ertragen und reiste lieber ab.

Sollte der Oberst dies lesen, wird er sich dann wohl des Gentleman entsinnen, der ihn fragte, ob er Publicoaler<sup>18</sup> für einen guten Schriftsteller halte, und der ihn mit einer vierzinkigen Gabel aus dem Hotel vertrieb?

## KAPITEL I

### *Der Snob, gesellschaftlich betrachtet*

Es gibt relative und absolute Snobs. Mit «absoluten» meine ich solche Personen, die überall Snobs sind, in jeglicher Gesellschaft, vom Morgen bis in die Nacht, von der Jugend bis zum Grabe, da sie von der Natur mit Versnobtheit begabt wurden – und andere, die nur unter bestimmten Umständen und Lebensverhältnissen Snobs sind.

So kannte ich zum Beispiel einst einen Mann, der in meiner Gegenwart eine ebenso grässliche Tat beging wie jene, die ich im vorigen Kapitel angezeigt habe als von mir zu dem Behufe verübt, Oberst Snobley anzuwidern; nämlich die Verwendung der Gabel anstelle eines Zahnstochers. Wie gesagt, kannte ich einst einen Mann, der in meiner Gesellschaft im «Café Europa» dinierte (gegenüber der Großen Oper gelegen und, wie jeder weiß, der einzige Ort in Neapel, an dem man anständig diniert) und Erbsen mit Hilfe eines Messers aß. Es handelte sich um einen Menschen, über dessen Gesellschaft ich zunächst hochofren war – übrigens waren wir einander im Krater des Vesuv begegnet und wurden später in Kalabrien von Räubern überfallen und um Lösegeld festgehalten; aber das tut nichts zur Sache –, einen

Mann von großer Kraft, vorzüglichem Gemüt und vielerlei Kenntnissen; ich hatte ihn jedoch nie zuvor beim Verzehren von Erbsen beobachtet, und sein Verhalten diesen gegenüber verursachte mir ärgste Pein.

Nachdem ich gesehen hatte, dass er sich in der Öffentlichkeit so benahm, stand mir nur noch ein Weg offen – die Bekanntschaft mit ihm zu beenden. Einem gemeinsamen Freund (dem Ehrenwerten Poly Anthus<sup>19)</sup>) trug ich auf, diesem Gentleman die Angelegenheit so feinfühlig wie möglich zu bekunden und zu sagen, es seien schmerzliche Umstände – welche in keiner Weise Mr Marrowfats Ehre oder meine Wertschätzung ihm gegenüber beträfen – eingetreten, die mich dazu zwängen, mich des engeren Umgangs mit ihm zu begeben; und demgemäß begegneten und schnitten wir einander noch am gleichen Abend beim Ball der Herzogin von Monte Fiasco.

Jeder in Neapel bemerkte das Zerwürfnis von Damon und Pythias<sup>20</sup> – tatsächlich hatte Marrowfat mir ja mehr als einmal das Leben gerettet –, aber was hätte ich als englischer Gentleman denn tun sollen?

Mein lieber Freund war in diesem Fall der *relative* Snob. Das Messer in der angedeuteten Weise zu verwenden gilt bei Personen von Rang, die ei-

ner beliebigen anderen Nation angehören, durchaus nicht als versnobt. Ich habe Monte Fiasco sein Tranchierbrett mit dem Messer reinigen sehen, und jeder Principe der Gesellschaft tat es ihm gleich. Ich habe an der gastlichen Tafel Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großherzogin Stephanie von Baden – welche ersucht sei, des ergebensten ihrer Diener gnädig zu gedenken, sollten diese schlichten Zeilen ihr je unter die kaiserlichen Augen gelangen –, dort also habe ich die Erbfürstin von Potztausend-Donnerwetter (jene Frau von heiterster Schönheit!) ihr Messer anstelle von Gabel oder Löffel verwenden sehen; ich habe gesehen, wie sie es, bei Zeus!, beinahe verschluckte wie Ramo Samee<sup>21</sup>, der indische Gaukler. Und habe ich die Augen abgewandt? Hat sich meine Wertschätzung der Fürstin vermindert? Nein, holde Amalia! Eine der echtsten Leidenschaften, so je von einer Frau inspiriert, wurde durch jene Dame in diesem Busen befeuert. O Schönste! Möge das Messer noch lange Speise zu diesen Lippen befördern, den rötesten und holdesten der Welt!

Kein einziges Mal habe ich in den vergangenen vier Jahren den Grund für meinen Zwist mit Marrowfat einer Menschenseele gegenüber erwähnt. Wir trafen uns in den Sälen der Aristokratie – den Sälen unserer Freunde und Verwandten. Wir stie-

ßen beim Tanz oder an der Tafel aneinander; aber die Entfremdung währte und schien unwiderruflich, bis zum 4. Juni des vorigen Jahres.

Wir begegneten einander im Hause von Sir George Golloper. Man setzte ihn zur Rechten und Ihren bescheidenen Diener zur Linken der bezaubernden Lady G. Erbsen waren Teil des Banketts – Enten und grüne Erbsen. Ich erbebte, als ich sah, wie Marrowfat aufgetan wurde, und schauernd wandte ich mich ab, dass ich nicht die Waffe in seine furchtbaren Wangen dringen sähe.

Wie aber mein Staunen, mein Entzücken beschreiben, als ich ihn wie einen rechten Christenmenschen die Gabel verwenden sah! Nicht ein einziges Mal nutzte er den kalten Stahl. Die alten Zeiten wurden mir plötzlich lebendig – die Erinnerung an alte Dienste – wie er mich von den Räubern errettete – sein prächtiges Verhalten bei der Affäre mit der Gräfin Dei Spinachi – wie er mir die eintausendsiebenhundert Pfund lieh. Fast wäre ich vor Freude in Tränen ausgebrochen – meine Stimme bebte vor Rührung. «Frank, mein Junge!», rief ich, «Frank Marrowfat, mein lieber Freund! Ein Glas Wein!»

Errötend – tief gerührt – beinahe ebenso bebend wie ich, antwortete Frank: «George, nehmen wir Rheinwein oder Madeira?» Ich hätte ihn

an mein Herz drücken mögen, wäre da nicht die Gesellschaft gewesen. Lady Golloper wusste wohl kaum, was der Anlass der Regung war, welche die Ente, die ich eben zerteilte, in den rosa Satinschoß Ihrer Ladyschaft beförderte. Die gutmütigste aller Frauen vergab mir das Missgeschick, und der Butler entfernte den Vogel.

Seither sind wir die besten Freunde, und natürlich hat Frank seine scheußliche Angewohnheit nicht wieder aufgenommen. Er hatte sie sich in einer Schule auf dem Lande zugezogen, wo man Erbsen anbaute und allein zweizinkige Gabeln verwendete, und nur durch längeren Aufenthalt auf dem Kontinent – dort verwendet man allgemein vierzinkige Gabeln – hatte er sich der widerwärtigen Gepflogenheit entledigt.

In diesem – und nur in diesem – Zusammenhang bekenne ich mich zur Mitgliedschaft in der Silbergabelschule<sup>22</sup>, und bewöge diese Geschichte auch nur einen einzigen Leser des «Punch» zu feierlicher Erforschung seines Gewissens und zur Frage: «Esse ich Erbsen mit dem Messer oder nicht?» – zum Begreifen des Ruins, der ihn in Fortführung dieser Handlungsweise ereilen mag (oder seine Familie durch die Betrachtung dieses Beispiels), so wären diese Zeilen nicht vergebens geschrieben. Und welche anderen Autoren auch



immer zu diesen Miszellen beitragen mögen, schmeichele ich mir doch nun, dass zumindest Silk Buckingham<sup>23</sup> sagen wird, *ich* sei ein moralisch wertvoller Mann.

Nebenbei: Da einige Leser von dumpfer Auffassungsgabe sind, darf ich ebenso gut sagen, was die Moral dieser Geschichte ist. Dies ist die Moral: Wenn die Gesellschaft gewisse Gepflogenheiten festgelegt hat, sind die Menschen verpflichtet, dem gesellschaftlichen Gesetz zu gehorchen und sich an seine harmlosen Anweisungen zu halten.

Sollte ich mich zum Britischen und Auswärtigen Institut begeben (und der Himmel sei davor, dass ich dies tue, gleich unter welchem Vorwand oder in welchem Kostüm), sollte ich zu einer der Teegesellschaften in Morgenrock und Pantoffeln gehen und nicht in der üblichen Gewandung eines Gentleman, nämlich mit Pumps, goldgesäumter Weste, weichem Hut, falscher Halskrause und weißer Krawatte – dann beleidigte ich die Gesellschaft und *äße Erbsen mit dem Messer*. Mögen die Portiers des Instituts ein derart anstößiges Individuum hinausscheuchen. Solch ein Missetäter ist ein höchst aufdringlicher und widerspenstiger Snob, soweit es die Gesellschaft angeht. Ebenso wie Regierungen hat sie Gesetze und Polizei, und wer aus den zum allgemeinen Wohlbefinden fest-

gesetzten Dekreten Nutzen zu ziehen wünscht, muss sich anpassen.

Ich bin von Natur aus dem Egoismus abhold, und inbrünstig schmähe ich Eigenlob; doch kann ich nicht umhin, hier einen Umstand anzuführen, der den fraglichen Punkt illustriert und in dem ich, wie ich wohl meinen will, mit beträchtlicher Umsicht handelte.

Als ich vor einigen Jahren in Konstantinopel weilte (in einer heiklen Mission), spielten die Russen, unter uns gesagt, ein doppeltes Spiel, und es wurde nötig, unsererseits einen *Sonderverhandler* einzusetzen. Leckerbiss, Pascha von Rumelien, damals Oberster Galeondschi der Hohen Pforte, gab in seinem Sommerpalast zu Budschukdere<sup>24</sup> ein Diplomatenbankett. Ich saß zur Linken des Galeondschi und der russische Agent, Graf de Diddloff, zu seiner Rechten. Diddloff ist ein Dandy, der notfalls ob des Dufts einer Rose an aromatischen Schmerzen stürbe; im Verlauf der Verhandlung hatte er dreimal versucht, mich ermorden zu lassen; aber in der Öffentlichkeit waren wir natürlich Freunde und begrüßten einander aufs Herzlichste und Charmanteste.

Der Galeondschi ist – oder war, leider!, denn eine Bogensehne ward sein Ende – ein verlässlicher Vertreter der alten Schule in der türkischen

Politik. Wir aßen mit den Fingern und benutzten Brotfladen als Teller; die einzige Neuerung, die er zuließ, war die Verteilung europäischer Schnäpse, denen er mit großem Behagen zusprach. Er war ein gar gewaltiger Esser. Neben anderen Gerichten wurde ihm eine riesige Platte vorgesetzt, ein in seiner Wolle zubereitetes Lamm, gefüllt mit Dörripflaumen, Knoblauch, Asafoetida<sup>25</sup>, Chilisכותen und anderen Gewürzen, die scheußlichste Mischung, die je ein Sterblicher roch oder schmeckte. Der Galeondschi langte prächtig zu, und orientalischer Gepflogenheit gemäß bestand er darauf, seine Freunde zur Rechten wie zur Linken zu versorgen, und wenn er auf einen besonders schmackhaften Happen stieß, so steckte er diesen eigenhändig dem jeweiligen Gast in den Mund.

Niemals werde ich den Gesichtsausdruck des armen Diddloff vergessen, als Seine Exzellenz eine größere Menge dieser Speise zu einem Ball rollte, «*bak, bak*» (es ist sehr gut!) ausrief und Diddloff die grässliche Kugel verabreichte. Der Russe rollte entsetzlich mit den Augen, als er die Gabe empfing; er schluckte alles mit einer Grimasse, von der ich dachte, sie müsse Zuckungen vorangehen, ergriff die nächste erreichbare Flasche, die er für einen Sauternes hielt, die sich jedoch als französi-

scher Branntwein herausstellte, und trank davon fast einen halben Liter, bevor ihm sein Irrtum aufging. Das gab ihm den Rest; halb tot wurde er aus dem Speisesaal getragen und zum Abkühlen in einer Laube am Ufer des Bosphorus deponiert.

Als die Reihe an mich kam, nahm ich den würzigen Bissen mit einem Lächeln zu mir, sagte «Bismillah», leckte mir in heiterer Sättigung die Lippen, und als das nächste Gericht aufgetragen wurde, rollte ich selbst so geschickt einen Ball und stöpftte ihn dem alten Galeondschi mit solcher Anmut in den Mund, dass ich sein Herz gewann. Russland war sogleich aus dem Feld geschlagen, und der Vertrag von Kebabonopel wurde unterzeichnet. Was Diddloff betrifft, so war für ihn alles vorbei; er wurde nach St. Petersburg zurückbeordert, und Sir Roderick Murchison<sup>26</sup> sah ihn später als Nr. 3967 in den Bergwerken des Ural arbeiten.

Die Moral dieser Geschichte (das bedarf keiner weiteren Erläuterung) ist, dass es in der Gesellschaft viele unangenehme Dinge gibt, die man einfach schlucken muss, und zwar mit lächelndem Gesicht.

## KAPITEL 2

### *Der Königliche Snob*

Vor langer Zeit, zu Beginn der Herrschaft der gegenwärtigen Gnädigen Majestät, trug es sich «an einem ersprießlichen Sommerabend», wie Mr James<sup>27</sup> sagen würde, zu, dass drei oder vier junge Kavaliere nach dem Essen einen Becher Wein tranken, und zwar in der Gaststätte mit Namen «The King's Arms», geführt von Mistress Anderson im königlichen Dorf Kensington<sup>28</sup>. Es war ein lauer Abend, und die Ausflügler beschauten eine fröhliche Szene. Die hohen Ulmen der alten Gärten prangten in ihrem vollen Laub, und zahllose Kutschen des englischen Adels rollten vorüber zum nahe gelegenen Palast, wo der Fürst Sussex<sup>29</sup> (dem später sein Einkommen nur noch Teegesellschaften zu geben gestattete) seine Königliche Nichte bei einem Staatsbankett bewirtete. Sobald die Karossen der Edlen ihre Besitzer vor dem Bankettsaal abgesetzt hatten, kamen ihre Pagen und Diener herüber, um im angrenzenden Garten von «The King's Arms» einen Krug dunkelbraunen Biers zu leeren. Durchs Gitterwerk sahen wir diesen Burschen zu. Bei St. Bonifaz! Das war ein wunderlicher Anblick!

Selbst die Tulpen in Mijnheer van Dunks<sup>30</sup> Gär-

ten waren nicht prächtiger als die Livreen dieser Dienstleute in ihren buntscheckigen Röcken. Alle Blumen des Feldes blühten auf ihren krausen Hemdbrüsten, alle Farben des Regenbogens glommen auf ihren Samthosen, und die Langstieligen unter ihnen gingen im Garten hin und her mit jener bezaubernden Feierlichkeit, jenem berückend bebenden Prangen der Waden, das uns immer fasziniert und hingerissen hat. Der Weg konnte nicht breit genug für sie sein, als dort die Achselbänder in Kanariengelb, Scharlachrot und Hellblau auf und ab stolzierten. Mitten in ihrem Gepränge wurde plötzlich ein Glöckchen geläutet, eine Seitentür tat sich auf, und Ihrer Majestät höchsteigene karmesinrote Lakaien kamen mit Epauletten und schwarzem Plüsch herein, nachdem sie zuvor ihre Königliche Herrin abgesetzt hatten.

Es war erbarmungswürdig zu beobachten, wie sich die anderen armen Hanseln bei diesem Auftritt verdrückten! Keiner der braven Plüschgemeinen vermochte den königlichen Dienern zu trotzen. Sie verließen den Weg; sie schlichen in dunkle Löcher und tranken schweigend ihr Bier. Die Königsdiener behaupteten den Besitz des Gartens, bis das Königsdienermahl angekündigt wurde, worauf sie sich verzogen, und aus dem

Pavillon, in dem sie aßen, hörten wir gemäßigte Hochrufe, Reden und lauten Beifall. Die anderen Diener sahen wir nie wieder.

Meine lieben Lakaien – im ersten Moment so dünkeltig und im nächsten so unterwürfig – sind nur die Abbilder ihrer Herren im Diesseits. *Wer Erbärmliches erbärmlich bewundert, ist ein Snob* – vielleicht ist das eine zulässige Definition dieser Gestalt.

Und das ist auch der Grund, aus dem ich mich, mit dem größten Respekt, erküht habe, den Königlichen Snob ganz oben auf meine Liste zu setzen, so dass alle anderen ihm Platz machen, wie die Diener den Vertretern des Königshofs in den Gärten zu Kensington. Von diesem oder jenem Gnädigen Herrscher zu sagen, er sei ein Snob, bedeutet lediglich, dass Seine Majestät ein Mensch ist. Auch Könige sind nur Menschen und Snobs. In einem Land, in dem Snobs die Mehrheit bilden, wird sicher nicht ausgerechnet einer der Höchsten unfähig sein zu herrschen. Bei uns haben sie dies zu allgemeiner Bewunderung bewiesen.

So war zum Beispiel Jakob I. ein Snob, noch dazu ein schottischer Snob, und die Welt birgt keine anstößigere Kreatur als einen solchen.<sup>31</sup> Er scheint keine einzige gute menschliche Eigenschaft besessen zu haben – weder Mut noch Großzügigkeit

WILLIAM MAKEPEACE  
THACKERAY  
*Das Buch der Snobs*



Das Werk zugängliche Übersetzung  
mit deutscher Hand  
Nachwort von Adolf Wagner-Arndt

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

William Makepeace Thackeray

## Das Buch der Snobs

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 464 Seiten,  
9,0 x 15,0 cm  
ISBN: 978-3-7175-2332-1

Manesse

Erscheinungstermin: Mai 2011

Das Buch, das den «Snob» populär machte

Er schläft in weißen Glacéhandschuhen, tischt auf bis zum Bankrott und kämpft erbittert um seine gesellschaftliche Stellung: der Snob. Heute in aller Munde, wurde der Typus des arroganten Selbstdarstellers überhaupt erst mit diesem Buch populär. Thackerays vergnügliche «Snobologie» liegt hier in einer neuen, erstmals vollständigen Übersetzung vor.

Wo die Roben rauschen und lässige Eleganz herrscht, sind die Snobs nicht weit. Mit Opportunismus gepaarte Überheblichkeit zeichnet sie ebenso aus wie die penible Kenntnis des Adelskalenders und eine Heidenangst, nicht mehr zur «High Society» gerechnet zu werden. Denn zu der gehört nur, wer ein Haus voller Lakaien sein Eigen nennt und die richtigen Verbindungen pflegt. Nach oben schmeicheln, nach unten «snobben», lautet völlig unverblümt die Devise. Einerlei, ob an der Universität, beim Militär oder in der Politik: Überall sonnen sich die Snobs, unbeleckt von jedwedem Selbstzweifel, im Glanz ihrer eigenen Großartigkeit. Und die Gesellschaft sieht staunend zu, wie diese Spezies Mensch ihre Räder schlägt.

Als Kolumnist der Satirezeitschrift «Punch» war William Makepeace Thackeray (1811–1863) ein Jahr lang den Snobs von London auf der Spur. Nie um eine Pointe verlegen und mit großer Lust an der Abschweifung, gelang ihm – wie auch schon in seinem erfolgreichen Roman «Jahrmarkt der Eitelkeiten» – ein schillerndes Panorama seiner Zeitgenossen. Parallelen zu unserer heutigen Glamourwelt sind dabei rein zufälliger Natur...



Der Titel im Katalog